

# Hat Konrad Lorenz recht?

Von Irmgard Gindl

Konrad Lorenz hat im letzten Jahrzehnt drei Bücher veröffentlicht, in denen er zu Fragen der philosophischen Anthropologie und damit zu ihrer Grundfrage: Was ist der Mensch? Stellung nimmt<sup>1</sup>.

1. Schon in »Das sogenannte Böse« tritt der eine Grundgedanke Lorenz' hervor: »... die natürlichen Neigungen des Menschen sind gar nicht so schlecht. Der Mensch ist gar nicht so böse von Jugend auf, er ist nur nicht gut genug für die Anforderungen des modernen Gesellschaftslebens.«<sup>2</sup> Der Satz bezieht sich im besonderen auf die intraspezifische Aggression, die unter den Bedingungen modernen Gesellschaftslebens als »böse« erscheint, daher das »sogenannte« Böse. Mit dem ersten Teil seines Satzes hat Lorenz zweifellos recht: Die natürlichen Neigungen des Menschen sind nicht nur »gar nicht so schlecht«, sie sind überhaupt nicht schlecht. Sie sind wie alle unsere »natürlichen Neigungen« ethisch wertneutral.

Daß der Mensch von diesen seinen Instinkten her gesehen nicht gut genug ist für die Anforderungen des modernen Gesellschaftslebens, ist nach Lorenz in der Diskrepanz zwischen dem phylogenetischen und dem kulturellen Entwicklungstempo begründet. Das, was den Menschen – genauer: ein Tier – zum Menschen machte, sei das »begriffliche Denken«. Es »verlieh dem Menschen mit der Wortsprache die Möglichkeit zur Weitergabe über-individuellen Wissens und zur Kulturentwicklung; diese aber bewirkte in seinen Lebensbedingungen so schnelle und umwälzende Änderungen, daß die Anpassungsfähigkeit seiner Instinkte an ihnen scheiterte«<sup>3</sup>.

Anders gewendet: Es dauerte Jahrtausende, bis der Evolution der Mensch »gelang«, und er gelang ihr durch die »Fulguration« zum begrifflichen Denken, wodurch aus dem Naturwesen Tier das Kulturwesen Mensch wurde, denn der Mensch ist von Natur aus ein Kulturwesen. Darin stimmt Lorenz mit Gehlen und Portmann überein. Als dieses Kulturwesen ändert er mit Hilfe der Tradition, der »Vererbung erworbener Eigenschaften«, seine Lebensbedingungen so rasch, daß das, was in ihm an Tier steckt, mit der Anpassung nicht nachkommt, weil es sich in phylogenetischem Tempo weiterentwickelt. Das müßte zu Katastrophe – dem »Untergang« – führen, wenn nicht »zu unserem Glück« dem begrifflichen Denken die »vernunftgemäße Verantwortlichkeit des Menschen« entspränge, »auf der allein seine Hoffnung beruht, den ständig wachsenden Gefahren steuern zu können«<sup>4</sup>.

Diese durch das verschiedene Tempo phylogenetischer und kultureller Entwicklung immer größer werdende »Diskrepanz zwischen dem, was der Mensch aus

---

<sup>1</sup> Das sogenannte Böse. Wien 1963; Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte des menschlichen Denkens. München 1973; Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit, 6. Aufl. München 1973.

<sup>2</sup> S. 372.

<sup>3</sup> Ebd., S. 358.

<sup>4</sup> Ebd., S. 358 f.

natürlichen Neigungen für die Allgemeinheit zu tun bereit ist, und dem, was sie von ihm fordert«<sup>5</sup>, mache der »verantwortlichen Moral« ihre Aufgabe immer schwerer. Sie könne sie am ehesten erfüllen, wenn man ihre Macht nicht überschätze und bekenne, »daß sie »nur« ein Kompensationsmechanismus ist, der unsere Ausstattung mit Instinkten an die Anforderungen des Kulturlebens anpaßt und mit ihnen eine funktionelle Systemganzheit bildet«<sup>6</sup>.

Dennoch sieht Lorenz im Menschen »das Höchste, was die großen Konstrukteure des Artenwandels (Genmutationen und -neukombinationen, Selektion) auf Erden ... erreicht haben«, freilich nur »bisher«, denn er hofft auf die Evolution eines besseren Menschen: »... wir sind ihr (der Konstrukteure) »letzter Schrei«, aber ganz sicher nicht ihr letztes Wort ... Den heutigen Menschen auf einer hoffentlich besonders rasch durchlaufenden Etappe der Zeit absolut zu setzen und für die schlechthin nicht mehr zu übertreffende Krone der Schöpfung zu erklären, erscheint dem Naturforscher als das überheblichste und gefährlichste aller haltlosen Dogmen. Wenn ich den Menschen für das *endgültige* Ebenbild Gottes halten müßte, würde ich an Gott irrewerden. Wenn ich mir aber vor Augen halte, daß unsere Ahnen in einer erdgeschichtlich betrachtet erst jüngst vergangenen Zeit ganz ordinäre Affen aus nächster Verwandtschaft der Schimpansen waren, vermag ich einen Hoffnungs-schimmer zu sehen. Es ist kein allzu großer Optimismus nötig, um anzunehmen, daß aus uns Menschen noch etwas Besseres und Höheres entstehen kann. Weit davon entfernt, im Menschen das unwiderruflich unübertreffliche Ebenbild Gottes zu sehen, behaupte ich bescheidener und, wie ich glaube, in größerer Ehrfurcht vor der Schöpfung und ihren unerschöpflichen Möglichkeiten: Das lang gesuchte Zwischenglied zwischen dem Tier und dem wahrhaft humanen Menschen – *sind wir!*«<sup>7</sup>

Hat Konrad Lorenz damit recht?

Das »damit« bezieht sich nicht auf die Möglichkeit einer weiteren Evolution des Menschen. Die mag es geben. Es bezieht sich nur darauf, ob ein ethisch besserer Mensch in diesem Sinne entwickelt werden kann. Muß er aber überhaupt entwickelt werden, damit die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit »nicht nur nicht unsere heutige Kultur, sondern auch nicht die Menschheit als Spezies mit dem Untergang bedrohen«?<sup>8</sup> Lorenz selbst ist davon heute nicht mehr ganz überzeugt, sonst hätte er »Die acht Todsünden« nicht zu schreiben brauchen, schon gar nicht das »Optimistische Vorwort« dazu und dessen Schluß: »Alles, was in diesem Buche steht, ist viel leichter zu verstehen als z. B. Integral- und Differenzialrechnung, die jeder Oberschüler lernen muß. Jede Gefahr verliert viel von ihrer Schrecklichkeit, wenn ihre Ursachen erkannt sind. So glaube und hoffe ich, daß dieses Büchlein ein wenig beitragen kann zur Verminderung der die Menschheit bedrohenden Gefahren.«<sup>9</sup>

2. Nach dem Menschenbild, das »Die Rückseite des Spiegels« entwirft, kann sich Lorenz auf gar nichts anderes verlassen als auf die Erkenntnis der Gefahren und ihrer Ursachen. Warum?

<sup>5</sup> Ebd., S. 354.

<sup>6</sup> Ebd., S. 375.

<sup>7</sup> Ebd., S. 345 f.

<sup>8</sup> Die acht Todsünden ... , S. 107.

<sup>9</sup> Ebd., S. 9.

Er sieht die grundlegende Andersartigkeit des Menschen gegenüber allen Tieren, wie er die des Lebendigen gegenüber allem Toten sieht. Er nennt darum diese Schritte der Evolution die »großen Fulgurationen«. Damit ist das Auftreten eines völlig Neuen gemeint, das aus dem Vorangegangenen nicht abgeleitet werden kann. Diese Neuerscheinung hat seine Ursache in »Zufall und Notwendigkeit«<sup>10</sup>. Zufall seien im Lebenszusammenhang die Genmutationen und -neukombinationen, also die Änderung des Erbgutes; die Notwendigkeit besteht darin, daß die durch diese Änderungen besser Angepaßten überleben, während die nicht ausreichend Angepaßten zugrunde gehen. Dadurch komme die Höherentwicklung zustande. (Freilich: Läßt sich das Bekenntnis zu diesem Zufall mit dem zum Schöpfungsglauben, das heißt doch zum Glauben an den Schöpfergott, wie er aus dem gegebenen Zitat<sup>11</sup> hervorgeht, vereinen?)

Die Wurzeln der »Fulguration« des begrifflichen Denkens sind schon im Tier angelegt.

Es sind das die bekannten Erscheinungen der Farb-, Größen-, Formkonstanz, die Lorenz als »abstrahierende Leistungen der Wahrnehmung« anspricht. Wir sehen eine Farbe unter verschiedenen Beleuchtungen, eine Größe in verschiedenen Entfernungen, eine Form unter verschiedenen Perspektiven als dieselben, obwohl sie sich objektiv ändern. Das gilt schon für Tiere. Ja, noch mehr: Die höchste Leistung der Gestaltwahrnehmung ist imstande, »konstante Eigenschaften herauszuheben, zu *abstrahieren*, die nicht nur *ein* Ding, sondern vielmehr eine bestimmte *Gattung* von Dingen kennzeichnen«. Das vermögen dieselben »physiologischen Mechanismen«, die uns zur Gestaltwahrnehmung befähigen<sup>12</sup>. Lorenz nennt »all diese sensorischen und nervlichen Vorgänge« mit Egon Brunswik »ratiomorph«, weil sie »logischen Verfahrensweisen streng analog sind, mit bewußter Vernunft aber sicherlich nichts zu tun haben«<sup>13</sup>.

Eine zweite Wurzel menschlichen Denkens sieht Lorenz in der zentralen Repräsentation des Raumes, die schon Tieren einsichtiges Verhalten ermöglicht. Gemeint ist, daß sie entsprechend den mit ihrer spezifischen Eigenart gegebenen Notwendigkeiten im Raume sich gut zu orientieren vermögen, besonders gut Baumtiere, da »das Geäst der Bäume« an die Raumeinsicht sehr hohe Anforderungen stelle. Das gelte besonders für Anthropoiden, deren Hakenhand nicht von selbst haftet, sie also nicht wie andere Baumbewohner, etwa Eichhörnchen, mit Krallen an den Ästen Halt finden. Daher kommen gerade sie zu Leistungen, die dem analog seien, was wir bei uns selbst »Denken« nennen. Lorenz gibt dafür das Beispiel eines Orang-Utans, mit dem ein ähnlicher Versuch gemacht wurde, wie sie W. Köhler auf der Schimpansenstation in Teneriffa schon während des Ersten Weltkrieges anstellte: Der Orang konnte zur begehrten Banane, die an einem Faden von der Decke herabhängt, nur gelangen, wenn er eine Kiste diagonal durch den Raum unter sie schob. Er ist zuerst ratlos, dann böse, weil er keine Lösung findet, wendet sich darum »verlegen« ab, bald aber wieder zu. Schließlich sieht er doch den zum

<sup>10</sup> Deutscher Titel von Jacques Monod, *Le hasard et la nécessité*. Paris 1970, Deutsch: 1. u. 2. Aufl. München 1971.

<sup>11</sup> A. a. O., S. 345 f.

<sup>12</sup> Die Rückseite des Spiegels, a. a. O., S. 161.

<sup>13</sup> Ebd., S. 163.

Ziel führenden Weg, wie das Wandern seines Blickes zeigt. »Dann folgt blitzartig der erlösende und problemlösende Einfall, der an dem ausdrucksvollen Gesicht des Orang eindeutig abzulesen ist . . . Er braucht zu dem noch nötigen einsichtigen Verhalten kaum ein paar Sekunden.«<sup>14</sup>

Lorenz interpretiert das Finden dieser Lösung mit seinem Lehrer Karl Bühler als »Aha-Erlebnis«. Ihm liege zugrunde, »daß der Affe in einem *vorgestellten*, das heißt in seinem Zentralnervensystem modellmäßig repräsentierten Raum eine ebenso repräsentierte Kiste verschiebt und ›sich vorstellt‹, wie er dann auf diese klettern und die Banane erreichen kann«<sup>15</sup>. Karl Bühler dachte ähnlich: »... der Name *Methode* ist ja im Deutschen mit Weg zu übersetzen . . . Ist etwa das Herausfinden eines (Um-)weges zu einem Ziel in dem ursprünglichen, räumlichen Sinn des Wortes das Prototyp alles methodischen Denkens?«<sup>16</sup>

Zu den Wurzeln begrifflichen Denkens zählt Lorenz weiter »Lernen«, womit er meint, daß ohne Lernen im Sinne von »Versuch und Erfolg« und Behalten des zum Erfolg Führenden jene »Einsicht«, von der gerade die Rede war, nicht möglich wäre. Dasselbe gelte von der Willkürbewegung, denn die »Vorgänge der Rückmeldung von Bewegungsweisen spielen eine ganz entscheidende Rolle für den Aufbau der zentralen Raumrepräsentation, die allen Formen einsichtigen Verhaltens zugrunde liegt«, und für den »Wissensgewinn«<sup>17</sup>. Für diesen ist die Willkürbewegung besonders wichtig, weil das Tier auf dem Wege von Rückmeldungen (Reafferenzen) Information über äußere Gegebenheiten gewinnt, einfacher: nicht nur den Raum, sondern auch die Dinge mittels des Tastsinns kennenlernt.

Einen der wichtigsten Ansätze zum begrifflichen Denken des Menschen sieht Lorenz im »Neugierverhalten«. Es komme auch vielen Tieren zu und bestehe darin, daß Dinge untersucht werden um des Untersuchens willen. Das Tier probiert »verschiedene Verhaltensweisen an *demselben* Objekt und in *derselben* Situation« durch. »Ein junger Kolkrabe z. B., dem man einen ihm völlig unbekanntem Gegenstand von geeigneter Größe bietet, reagiert zunächst mit den Verhaltensweisen, mit denen ein erfahrener Altvogel auf ein Raubtier ›haßt‹. Er nähert sich vorsichtig . . . und bringt schließlich einen gewaltigen Schnabelhieb an, um dann sofort zu fliehen . . . Reagiert das Objekt nicht mit Verfolgung, . . . erweist es sich als ›bereits tot‹, so beginnt der Vogel es mittels aller hierzu verfügbaren Instinktbewegungen zu zerkleinern, wobei er es gleichzeitig auf Eßbarkeit untersucht.« Lorenz nennt ein Neugierverhalten, wie es eben beschrieben wurde, »durchaus sachlich«, freilich im Dienste des Bios, sagt er doch selbst: »Der Rabe, der einen Gegenstand untersucht, will nicht fressen, die Ratte, die alle Schlupfwinkel ihres Gebietes durchkriecht, will sich nicht verstecken, sie wollen wissen, ob der betreffende Gegenstand *im Prinzip* – man wäre versucht zu sagen ›theoretisch‹ – eßbar oder als Versteck brauchbar sei.«<sup>18</sup> Dieses explorative Verhalten habe bei unseren nächsten zoologischen Verwandten, den Menschenaffen, zu einer, wenn auch bei ihnen nur in Andeutungen vorhandenen, aber bei uns Menschen entscheidenden Leistung geführt: zur Selbstexplora-

<sup>14</sup> Ebd., S. 174.

<sup>15</sup> Ebd., S. 174 f.

<sup>16</sup> Die geistige Entwicklung des Kindes. Jena, 6. Aufl. 1930, S. 15.

<sup>17</sup> Die Rückseite des Spiegels, a. a. O., S. 192.

<sup>18</sup> Ebd., S. 198.

tion. Denn nur sie haben »ihre Vorderextremität (die greifende Hand), das wichtigste Organ ihres Neugierverhaltens, mit dem explorierten Gegenstand gleichzeitig im Gesichtsfeld«<sup>19</sup>. Das gebe ihnen Gelegenheit, die Wechselwirkung zwischen dem eigenen Körper und dem zu untersuchenden Gegenstand zu beobachten, der dadurch für den Affen zu einem »Ding« in der Außenwelt würde.

Zuletzt nennt und bespricht Lorenz als notwendige Voraussetzung zur »Fulguration« des begrifflichen Denkens die Nachahmung, die beim Menschen, besonders beim Kind, sehr häufig sei, etwa als Vorbedingung für das Erlernen unserer Wortsprache, bei Tieren aber selten. Man finde sie genau genommen nur bei gewissen Vögeln, vor allem bei Singvögeln, die häufig »spotten«, und bei Papageien, die oft in verblüffender Weise menschliche Worte, ja, ganze Sätze »nachplappern«, denn sie verstehen nicht, was sie sagen. Darauf hat Lorenz schon früher sehr nachdrücklich hingewiesen<sup>20</sup>. Jetzt spricht er von der Nachahmung, weil sie »unentbehrlich« sei für die Integration der bisher besprochenen Wurzeln begrifflichen Denkens mit der »Tradition«, zu der es auch schon Ansätze bei Tieren gebe. Für diese »Ansätze« nur ein Beispiel: Wenn ein Mensch etwas Schwarzes und in sich Bewegliches in der Hand hält oder ein Tier so etwas trägt, werden sie von jeder in Sichtweite befindlichen erwachsenen Dohle laut und durchdringend angeschnarrt. Daraufhin eilen alle Dohlen, die in Hörweite sind, herbei, schnarren und greifen gemeinsam den Feind wütend an. Merkwürdig ist, daß derjenige, der die Schnarreaktion mehrmals auslöst, auch dann als Feind angegriffen wird, wenn er nichts Schwarzes, Baumelndes hält, und daß alle Jungtiere, die den Schnarrlaut hören, von nun an wissen, wer Dohlenfeind ist. Sie haben es erlernt, indem die Alten ihr »Wissen« an sie »weiter gegeben«, es »tradiert« haben<sup>21</sup>.

Diese Voraussetzungen sind es, die die »Fulguration des menschlichen Geistes«, das heißt »eines neuen kognitiven Apparates« (nach Lorenz braucht *alles* Leben einen »kognitiven Apparat«) überhaupt möglich machten und bedingten, daß eine »neue Kategorie des realen Seins« entstand<sup>22</sup>. Das mag sein.

3. Die Frage scheint mir aber die zu sein: Ist das, was den Menschen vom Tier scheidet, wirklich nur der »neue kognitive Apparat«, wie Lorenz ihn sieht, also die mit der Fulguration begrifflichen Denkens gegebene syntaktische Sprache und die damit ermöglichte kumulierbare Tradition? Und die zweite Frage: Steht dieses Neue in dem Verhältnis zu dem, was schon war, – einem Verhältnis, das Lorenz durch die Zustimmung zur alten chinesischen Weisheit ausdrückt, derzufolge zwar alles Tier im Menschen, aber nicht aller Mensch im Tier ist? Anders gewendet: »Ändert« – setzen wir es unter Anführungszeichen – dieses Neue nicht auch das »Tier im Menschen«?

Zur ersten Frage: Bei den Schimpansenversuchen W. Köhlers fiel schon auf, daß die Affen die Kiste, mit der sie Bananen zu holen suchten, wie das oben mit dem Orang geschildert wurde, nicht erkannten, wenn diese nicht frei, sondern in der Ecke des Raumes stand. Diese Beobachtung ist meines Wissens bis heute nicht bestrit-

<sup>19</sup> Ebd., S. 202.

<sup>20</sup> Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen. Wien, 6.–8. Aufl. 1952, S. 119 ff.

<sup>21</sup> Ebd., S. 75 ff.

<sup>22</sup> Die Rückseite des Spiegels, a. a. O., S. 223.

ten worden. In dieselbe Richtung weist auch eine Erfahrung mit einem humanisierten Schimpansen. Gua lebte, seit sie siebeneinhalb Monate alt war, in der Hausgemeinschaft der Kellogs. Sie wuchs mit deren Sohn Donald auf, der um zweieinhalb Monate älter war als sie. Sie interessierte sich für Menschendinge und lernte wie andere »Hausschimpanzen«, über die wir Berichte haben, in erstaunlicher Weise mit ihnen umzugehen. So zog sie auch gern wie Donald ein Wägelchen an einer Schnur hinter sich her. Fiel dieses um, stellte sie es aber niemals wieder auf, wie Donald das immer tat<sup>23</sup>. Warum? Wohl deshalb, weil sie zwar *sah*, was Donald und die Menschen, mit denen sie zusammen war, taten, wenn das nicht zu kompliziert war, sie begriff jedoch nicht den *Sinn*. Die Dinge blieben für sie »Aktionsdinge« (J. v. Uexküll), sie lernte mit ihnen umzugehen, wußte aber nicht um ihre Bedeutung, weil sie nicht wußte, was sie »an sich« sind, unabhängig davon, was sie auch sah. Dagegen sprechen auch nicht die verblüffenden Leistungen Washoes, die A. und B. Gardner die offizielle Sprache der Taubstummen lehrten und in deren Gegenwart auch untereinander verwendeten. Mit fünf Jahren hatte die Schimpansin 350 derartige Symbole zu verstehen und 150 davon richtig zu verwenden gelernt – dies allein schon eine beachtliche Leistung. Noch beachtlicher ist aber eine Verwechslung, die Frau Lawick-Goodall verblüffte<sup>24</sup>. Man zeigte Washoe eine Bürste – »und sie machte das Zeichen für Kamm«. Diese Verwechslung entspreche genau der Art von Fehlern, die gelegentlich kleine Kinder machen, wenn sie einen Schuh als Pantoffel bezeichnen oder einen Teller als Untertasse, während sie niemals einen Schuh mit einem Teller verwechselten. Handelt es sich dabei wirklich um genau die gleiche Art von Fehlern? Ich glaube nicht. Abgesehen davon, daß solche Verwechslungen dadurch entstehen können, daß dem Kind das entsprechende Wort noch abgeht und es sich darum mit einem behilft, das es schon kennt, kann ein derartiger Fehler durchaus *sachbezogen* sein. Schuhe und Pantoffeln, Teller und Untertassen können jedenfalls in einer anderen Weise als zusammengehörig erfaßt werden als Kamm und Bürste. Dort kann sich die Verwechslung aus der Ähnlichkeit der beiden Dinge – »an sich« seiender Sachen – ergeben, hier werden zwei Dinge auf Grund ähnlicher Funktionen verwechselt: was man mit ihnen tut und wozu man sie braucht. Auch die »sprechende« Washoe spricht daher nicht im menschlichen Sinn: Sie bleibt an dem hängen, was sie mit den Dingen tun sieht oder selbst tut.

Anders das Kind. Von ihm meint Cassierer: »Es scheint mir charakteristisch, daß die Form der Namensfrage beim Kinde, soviel ich sehe, nirgends darin besteht, daß gefragt wird, wie ein Ding »heiße«, sondern vielmehr was ein Ding »sei.«<sup>25</sup> Und Lorenz sagt: »Auf der anderen Seite ... ist die Sprache das wichtigste Organ des begrifflichen Denkens und des auf höherer Ebene sich abspielenden menschlichen Neugierverhaltens, das wir als Forschung bezeichnen.«<sup>26</sup> Die Tatsache, daß schon unsere Kinder vom ersten Fragealter an »forschen«, in dem es eben um das »Was ist ...?« geht, belegt er, indem er die Schilderung Anne Sullivans, der Lehrerin der tauben und blinden Helen

<sup>23</sup> F. J. J. Buytendijk, *Mensch und Tier*. Hamburg 1958, RdE 74, S. 93.

<sup>24</sup> *Wilde Schimpanzen*. Hamburg 1971, S. 206 ff. Ich halte mich an ihren Bericht.

<sup>25</sup> Zitiert nach W. Hansen, *Die Entwicklung des kindlichen Weltbildes*. München, 4. Aufl. 1955, S. 133.

<sup>26</sup> Die Rückseite des Spiegels, a. a. O., S. 303.

Keller, wiedergibt. Das Kind begriff sehr rasch, daß die ihm in die Hand buchstabierten Wörter etwas bedeuten, und es begann bald zu fragen, indem sie der Lehrerin das Ding brachte und die Handfläche hinhielt. Schon ein Vierteljahr, nachdem der Unterricht begonnen hatte, fragte sie nicht nur mehr »was«, sondern auch »warum« und »wozu« und »wird nun in ihrem *Wissensdrang* geradezu lästig«<sup>27</sup>. Damit scheint mir Lorenz selbst zu sagen, worum es bei der »Fulguration« zum begrifflichen Denken geht. Dem Menschen geht es um *Erkennen* und nicht um *Tun*, sei dies nun angeboren oder erworben, selbst im Umgang mit Menschen erworben. Dazu dient ihm der neue »kognitive Apparat«. Darum bleibt er auch nicht am Sicht- und Greifbaren hängen, er überschreitet es auf Bedeutung und Sinn.

Diesen Unterschied zwischen Mensch und Tier sieht man besonders gut dort, wo es nicht um Erkennen geht, sondern um das Verstehen eines Partners. Gerade Lorenz hat immer wieder darauf hingewiesen, daß Tiere »eine Sprache im eigentlichen Sinn des Wortes« nicht haben. »Jedem Individuum einer höheren Tierart, vor allem einer gesellschaftlich lebenden wie Dohle oder Graugans, ist ein ganzer Signalkodex von Ausdrucksbewegungen und -lauten angeboren. Und angeboren ist sowohl die Fähigkeit, diese Signale zu senden, als auch die, sie richtig zu ›verstehen‹, das heißt in artverhaltend sinnvoller Weise zu beantworten. Mit diesen Erkenntnissen . . . geht ein großer Teil der Ähnlichkeit verloren, die alle tierischen ›Verständigungsmittel‹ bei oberflächlicher Betrachtung mit der menschlichen Wortsprache haben. Diese Ähnlichkeit vermindert sich noch weiter, wenn einem allmählich klar wird, daß das Tier in allen Lautäußerungen und Ausdrucksbewegungen keineswegs die bewußte *Absicht* hat, einen Artgenossen durch sie zu beeinflussen. Auch allein aufgezogene und gehaltene Graugänse, Stockenten oder Dohlen geben alle diese Signale von sich, sobald sie die betreffende Stimmung anwandelt. Der Vorgang wirkt dann sehr zwangsläufig und ›mechanisch‹, also ausgesprochen wenig menschenähnlich.«<sup>28</sup>

Das gilt auch für unsere »nächsten Verwandten«, die Schimpansen, die zwar, was die Lautsprache anlangt, an »sprechende« Vögel nicht herankommen, deren Ausdrucksbewegungen und Gesten aber eine große Ähnlichkeit mit den menschlichen haben. Da gibt es Begrüßung mit Umarmung, Kuß, ja Handkuß, da gibt es »Freundschaft« und »Liebe« zwischen Männchen und Weibchen. Beides kann sich in »Treue«, das heißt in gemeinsamem Umherschweifen, häufigem Beisammensein und »sozialer Hautpflege« (einander »Lausen«) äußern.

Und dennoch: Was es nicht gibt, ist das *Verstehen* des Partners. Dafür gibt Frau Lawick-Goodall ein geradezu erschütterndes Beispiel. Im Camp brach eine Poliomyelitis-Epidemie aus. Ein altes Männchen, Mc. Gregor, wurde besonders schwer von der Krankheit befallen. Beine und Blase waren gelähmt, so daß er sich nur über den Boden schleifend fortbewegen konnte, die Wunden, die er sich dadurch zuzog und das ständige Träufeln des Harns machten, daß ihn Fliegenschwärme verfolgten und quälten. Als ihn die anderen ausgewachsenen Männchen in diesem Zustand zum erstenmal sahen, zeigten sie nicht etwa Mitleid, sie liefen mit »ge-

<sup>27</sup> Ebd., S. 249.

<sup>28</sup> Er redete mit dem Vieh . . ., a. a. O., S. 119. Anführungszeichen und Hervorhebungen von Lorenz.

sträubtem Fell zu ihm hin und verfielen in ihr Imponiergehabe«. Eines griff ihn sogar tötlich an – es hämmerte auf seinen Rücken ein –, Mc. Gregor hatte nicht die Kraft zu fliehen, er konnte sich nur mit angstverzerrtem Gesicht ducken. »Nach ein oder zwei Tagen gewöhnten sich die Schimpansen an Mc. Gregors sonderbares Aussehen und seine grotesken Bewegungen, aber sie näherten sich ihm nie.« Ja, sie flohen ihn, als er sich eines Tages mühsam zu einer auf einem Baum einander lachenden Gruppe schleppte und mit einem freudigen Grunzer die Hand grüßend ausstreckte<sup>29</sup>. Sie sahen in ihm nicht den leidenden Kameraden, konnten ihn nicht sehen, weil sie nur sein Äußeres sahen, und das »signalisierte« »erschreckend fremd«.

Daß es nur um »Äußeres« und um »Verhalten« geht, wird noch deutlicher in einem anderen Bericht. Es kann durchaus sein, »daß ein Schimpanse, nachdem er von einem ranghöheren Tier bedroht oder angegriffen worden ist, diesem Angreifer schreiend, auf dem Bauch kriechend oder mit ausgestreckter Hand folgt. Dieses Verhalten bedeutet nichts anderes, als daß er um die beruhigende Berührung durch den anderen bettelt.«<sup>30</sup> Frau Lawick-Goodall meint, daß es Ähnliches auch bei uns Menschen gebe, aber: »In Schwierigkeiten geraten wir ... mit unseren Parallelen zwischen dem Verhalten des Menschen und des Schimpansen, wenn es um den moralischen Aspekt geht, der dahintersteht, wenn ein Mensch einen andern um Vergebung bittet oder selber vergibt.« Denn bei den Schimpansen habe »das nichts mit der Rechtmäßigkeit des aggressiven Aktes zu tun. Ein Weibchen, das allein deshalb angegriffen wird, weil es zufällig in der Nähe eines imponierenden Männchens steht, wird sich dem ... mit genau so großer Wahrscheinlichkeit nähern und seine Berührung suchen wie das Weibchen, das von einem Männchen bestraft wird, weil es versucht hat, ein Frucht von seinem Bananenhaufen zu nehmen«<sup>31</sup>. Was das Tier – hier das Weibchen – »beantwortet«, ist *nur* das Verhalten des anderen Tieres; von seinem eigenen Verhalten und vor allem von dessen Motivation weiß es offenbar nichts, sonst würde es sich gegen eine ungerechte Bestrafung wehren. Von dem anderen – dem »vergebenden« Tier – sagt Lawick-Goodall das ausdrücklich: »Nicht weniger schwierig wird es, wenn wir ... die Motivation erforschen wollen, die hinter der Geste des Affen bzw. des Menschen steht, der diese beruhigende Wirkung ausübt. Denn Menschen ... können echtes Mitleid für jemanden empfinden und versuchen, seinen Kummer zu teilen, indem wir ihm Trost spenden. Es ist jedoch unwahrscheinlich, daß ein Schimpanse je aus ähnlichen Gefühlen heraus handelt.«<sup>32</sup>

Lassen wir es dahingestellt, ob er, wie Frau Lawick-Goodall es für möglich hält, den anderen durch eine Berührung zur Ruhe bringt, weil er wie wir eine ihm unangenehme Situation ändern will – sicher ist jedenfalls, daß auch er Verhalten mit Verhalten beantwortet.

Dafür spricht auch, daß Frau Lawick-Goodall der Schimpansengesellschaft gewisse *Verhaltensnormen* zuspricht, obwohl »weit weniger, als selbst die primitivste menschliche Gesellschaft« hat<sup>33</sup>.

<sup>29</sup> Wilde Schimpansen, a. a. O., S. 185.

<sup>30</sup> Ebd., S. 202 f.

<sup>31</sup> Ebd., S. 203.

<sup>32</sup> Ebd.

<sup>33</sup> Ebd., S. 193.



Wenn sie aber dann fortfährt, daß der Mensch »über ein erhebliches Maß an Selbstbeherrschung« verfüge, so impliziert das, daß er um diese Normen als Normen weiß. Er hat also nicht nur weit mehr Normen als der Schimpanse, sondern steht auch in einem anderen Verhältnis zu ihnen: er *weiß* um sie: »Das sollst du nicht tun« oder »Das sollst du tun«, während für den Schimpansen »Stimmung« und »Situation« ein bestimmtes normatives Verhalten erzwingen. *Und* es impliziert darüber hinaus ein Wissen um sich selbst. Aus diesen zwei Gründen kennt ein Schimpanse nicht die Furcht, »sich zum Narren zu machen«<sup>34</sup>; er kann sie nicht kennen. Das ist insofern merkwürdig, als der Schimpanse Ansätze zum Selbstbewußtsein zeigt. Frau Lawick-Goodall berichtet von der schon herangezogenen Symbole der Taubstummensprache »verstehenden« und »sprechenden« Schimpansin: »Vielleicht eine der faszinierendsten Beobachtungen machten die Gardners, als sie Washoe zum erstenmal einen Spiegel zeigten. Sie starrte eine Zeitlang ihr Spiegelbild an, betastete es, schaute hinter den Spiegel und starrte aufs neue. Als sie dann in der Zeichensprache gefragt wurde: ›Was ist das?, gab sie mit Hilfe ihrer Zeichen die Antwort: ›Ich, Washoe.«<sup>35</sup> Faszinierend und doch nicht merkwürdig. Denn in diesem Zusammenhang sagt die Berichterstatteerin ausdrücklich, der Mensch sei »sich auf eine ganz andere Art seiner selbst bewußt als der Schimpanse . . . Das Ich-Bewußtsein des Menschen übersteigt das primitive Bewußtsein eines fleischlichen Körpers«<sup>36</sup>. Wir erinnern uns: Auch Lorenz gesteht das Menschenaffen zu, wenn er meint, durch »Selbstexploration« würde ihnen der eigene Körper zu einem »Ding« der Außenwelt.

Was Lawick-Goodall gegen Ende dieses Kapitels feststellt, ist wie eine Zusammenfassung dessen, was ich gegenüber Lorenz hier darzustellen versuchte: »Der Mensch verfügt über eine beinahe unbegrenzte Fähigkeit, sich mit Dingen zu beschäftigen, die außerhalb seiner selbst liegen; er kann sich für ein Ideal aufopfern und die Freuden und Leiden eines anderen teilen; er kann tief und selbstlos lieben und Schönheit in mannigfachen Formen schaffen und genießen. Es sollte nicht überraschen, daß ein Schimpanse sich in einem Spiegel wiedererkennen kann. Was aber wäre, wenn ein Schimpanse Tränen vergösse, wenn er eine Fuge von Bach hörte?«<sup>37</sup>

Damit ist auch gesagt, was noch nicht *expressis verbis* hervorgehoben wurde: Es geht dem Menschen nicht nur um Erkennen und Verstehen, sondern auch um Werte, sonst könnte er nicht lieben und Schönheit schaffen und sich an ihr erfreuen. Werte sind ihm – wie das, was an sich ist und das Du – im Überschritt über das Sinnliche hinaus gegeben. Nur von ihnen und vom menschlichen Selbstbewußtsein her ist zu verstehen, daß es für den Menschen nicht nur Verhaltensnormen gibt, sondern ein Sollen, dem er gehorchen oder nicht gehorchen kann; das aber impliziert Freiheit. Es gilt, was Kant meint, daß das Sittengesetz die *ratio cognoscendi* der Freiheit und die Freiheit die *ratio essendi* des Sittengesetzes ist.

Wenn das gilt und wenn gilt, was nicht zu trennen ist, daß der Mensch ein sach-, du-, wert- und auf sich selbstbezogenes Wesen ist, dann gilt auch: Er ist ein Wesen, das alles ihm sinnlich Gegebene auf Seiendes und Seinsollendes hin überschreitet

<sup>34</sup> Ebd.

<sup>35</sup> Ebd., S. 207.

<sup>36</sup> Ebd., S. 208 (Hervorhebungen von mir).

<sup>37</sup> Ebd.

und damit sich selbst als Lebewesen. Es wäre daher Aufgabe jeder Evolutionstheorie, die Entwicklung zu diesem Transzendieren hin zu zeigen. Ich will dahingestellt sein lassen, in welchem Verhältnis diese Entwicklung zu der zu begrifflichem Denken, syntaktischer Sprache und dadurch möglich gewordener Tradition steht. Mir scheint die erste die zweite zu implizieren, das heißt in jener liegt es, sich dieses »Organon« zu schaffen, oder anders gewendet: Das Tier spricht nicht im menschlichen Sinn, weil es nichts zu sagen hat.

Womit wir bei unserer zweiten Frage sind: Ändert dieses Neue nicht auch das Tier im Menschen? Ich glaube: ja.

Ich glaube das, weil der Mensch nicht nur Sprache hat wie kein Tier, sondern weil auch in seinen Ausdrucksbewegungen und Gesten selbst dort, wo sie tierischen weitgehend gleich sind wie denen der Schimpansen, etwas ganz anderes erscheint. Genauer: In den tierischen erscheint nichts, sie sind Signale, das sind, vom »Empfänger« her gesehen, verhaltenssteuernde Zeichen, vom »Sender« her Ausdruck von »Stimmungen«. Deswegen können sie auch »ansteckend« wirken. Gerade »Gefühlsansteckung« oder »Stimmungsübertragung« hat nach Scheler nichts mit Verstehen zu tun<sup>38</sup>.

Wenn die gleichen Ausdrucksbewegungen und Gesten Menschen einander verstehen lassen, schließt das ein, daß sie dadurch einander etwas sagen. In ihnen erscheint so der Mensch in seiner Intention, hier auf das Du. Das bedeutet aber, daß der Mensch nicht Leib *und* Geist ist oder – wenn man will – beseelte Leiblichkeit wie jedes Tier, zu der Geist dazu kommt, sondern durchgeistigte Leiblichkeit. Deswegen hat der Mensch und nur der Mensch auch Sprache, steht doch schon sein Leib zu seinem Geist in einem Symbolverhältnis.

Das Leib-Geist-Verhältnis, wie ich es hier zu sehen glaube, ist aber nicht ein-, es ist ein zweiseitiges. Unser Leib ist geistdurchdrungen, *und* unser Geist ist auf den Leib angewiesen. Er kommt an das, worum es ihm eigentlich geht: die »Sachen«, das Du, die Werte, ja, sich selbst nur heran, wenn er das, was ihm sinnlich gegeben ist, überschreitet. So spielt auf der »Geistseite« Leibliches eine Rolle wie auf der »Leibseite« Geistiges.

Damit rücken aber »natürliche Neigungen« und »verantwortliche Moral« einander näher, weil die natürlichen Neigungen des Menschen von vornherein »durchgeistigt« sind, und seine verantwortliche Moral, wie alles auf der »Geistseite«, nicht durch einen »Hiatus« von der Leiblichkeit getrennt ist – mag Geist auch einer der »großen Fulgurationen« entspringen. Sagt das nicht schon der Satz, dem Lorenz zustimmt, daß der Mensch von Natur aus ein Kulturwesen ist? Das heißt nicht, daß der »vernünftigen Moral« keine Aufgabe mehr zufiele. Wer Paradoxa liebt, könnte formulieren: Unsere »natürlichen Neigungen« sind schon »kultiviert« und müssen dennoch immer wieder kultiviert werden, sonst gleiten wir nicht in das Tierische, sondern in das Un-Menschliche, das In-Humane ab. Das ist etwas anderes als das »sogenannte Böse« (obwohl es nicht das Böse schlechthin sein muß und es auch selten ist, denn das Böse hat seine Wurzel dort, wo wir einem klar *erkannten* Sollen nicht gehorchen *wollen*). Doch wird diese Aufgabe der Moral, die Lorenz sieht (»Alle Predigten der Askese . . . haben den gleichen Wahrheitsgehalt: die Ein-

<sup>38</sup> Wesen und Formen der Sympathie. Frankfurt am Main, 5. Aufl. 1948.

sicht, daß der Mensch seinen ererbten Neigungen nicht blindlings folgen darf, sondern lernen muß, sie zu beherrschen . . .«<sup>39)</sup>, durch die Verringerung der »Diskrepanz« zwischen ihr und unseren »ererbten Neigungen« leichter, wie ich zu sehen glaube, überhaupt erst möglich gemacht. Freilich ist sie dann etwas anderes als »nur« ein »Kompensationsmechanismus«<sup>40)</sup>. Wenn das so ist, brauchen wir aber nicht darauf zu warten, daß »die großen Konstrukteure des Artenwandels« aus uns den »wahrhaft humanen Menschen« entwickeln<sup>41)</sup>; der zu werden und so den drohenden Katastrophen zu entgehen, liegt dann bei uns *heutigen* Menschen und unserer, wenn auch beschränkten Freiheit.

---

<sup>39)</sup> Das sogenannte Böse, a. a. O., S. 374.

<sup>40)</sup> Ebd., S. 375.

<sup>41)</sup> Ebd., S. 345 und 346.